



Venezianische Novelle

von Heinar Schilling

Gleitet die Gondola, gleitet das Herz. An ungerührten schwarzen Wänden, an den düsteren Mauern fließet das lautlose Wasser. Ueber die Dunkelheiten schwirrt das zitternde Licht der fernen Feste, irrt ein tanzendes Auge einsamen Fensters, schwebt und entschwindet ein sehnsüchtig tönendes Lied. Doch ein Leid, in die hallenden Tore der stummen Kanäle gehaucht — es schwindet dahin, wie der schnelle verlorene Ton. Nur der plätschernde Quell, den das kreiselnde Ruder im ruhenden Spiegel erregt, nur der schnelle verlorene silberne Quell in der Nacht ist ein Licht, lebend von Leben, lebend im Herz. Gleitet die Gondola, gleitet das Herz.

Der schimmernde Reigen der Bergesspitzen entschwand und das grüne, dampfende Land. Du durchschnittest die Welt, sie fiel aus deinem Gesicht. Da bautest du bunt in den Abend die steinerne Stadt, bautest sie kühn in das dunkelnde Meer. Da glänzen die spiegelnden Kuppeln der Marmorkirche, da leuchten die Türme, da ragt die Stirne des herrschbegierigen, weißen Palastes. Und der Pulsschlag des Zugs begleitet den sehnsüchtig segelnden Traum, — schon eilen die Räder durch Sand, eine Brücke donnert, die Erscheinung ist da.

Dem D-Zug entsteigt zögernd und unsicher ein junger Mensch. Er steht auf dem Bahnsteig und gewinnt die Wirklichkeit. Er bestaunt das Bahnhofsschild „Venezia“, er beschaut den Steinboden der Halle — er betritt das Traumland mit soliden Lackschuhen, und lächelt schon, als sich die große Horde der Träger seines Gepäcks bemächtigt. Und als er und die Koffer dann sicher in einer Gondel geborgen sind, als der schimpfende Gondoliere ihn durch das Gewirr an der Bahnhofsbrücke hindurchbug-